

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 50 (1971)
Heft: 4

Artikel: Ein authentisches Trugbild
Autor: Blöcker, Monica
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lierungen liest, so glaubt man sich nicht um fünfzig Jahre zurückversetzt, sondern man glaubt unmittelbar das ausgebeutete Proletariat von Danzig, Stettin und Breslau zu hören, deren Gewerkschaften nicht weniger deformiert sind, wie diejenigen Lenins und deren Geheimpolizei und Armee nicht weniger auf «Rebhuhn-Jagd» ging wie die Tscheka von Dzerschinski, Trotzki und Sinowjew. Noch heute haben die Kommunisten, sei es nun in der Sowjetunion, in Ungarn, in der Tschechoslowakei oder in Polen beim geringsten Aufmucken der Arbeiterschaft das abgedroschene Schlagwort «Konterrevolution» auf den Lippen. Das war so bei Imre Nagy und es war so beim «Manifest der 2000 Worte» von Vaculik oder beim Aufstand der Arbeiter von Ost-Berlin im Jahre 1953. Aus diesem Grunde sollen wir das Andenken der Arbeiter und Matrosen von Kronstadt ehren und uns ihrer gelegentlich wieder erinnern, denn das war die Stimme des einfachen Volkes und nicht einer von Lenin erdichteten «Konterrevolution».

Dr. Monica Blöcker

Ein authentisches Trugbild

Radikale Skepsis hat sich der Dichter bemächtigt. Um in der Flucht der Erscheinungen einen sicheren Ansatzpunkt zu gewinnen, ziehen sie sich immer weiter zurück. Von der unfassbaren Aussenwelt haben sie sich abgewendet, da zusammen mit dem Glauben an eine gegebene Ordnung der Überblick verloren gegangen ist. Vorübergehend sah es so aus, als ob wenigstens die persönliche Erfahrung, sei sie noch so diffus, mitgeteilt werden könne. Aber der zum herrschenden Prinzip erhobene Zweifel macht nirgends halt; er verwirft jeden ihm fremden Stoff. Die Prüfung der künstlerischen Tätigkeit, des Dichtens, wird zum einzig möglichen Thema. Aufweis der Sprachstruktur ist das zentrale Anliegen jeder Schreibe, die ernstgenommen werden will, geworden, denn von dem Verdacht, dass die Sprache kein gefügiges Medium sei, sondern jede Aussage in ihre Form zwingt, kommt keiner mehr los. Schon kündigt sich die letzte Konsequenz an: Schweigen.

Inzwischen schlägt das Pendel zurück. Aus der abstrakten Innerlichkeit flüchtet sich der menschliche Geist in die scheinbar unvermittelte Realität: die Verwendung von vorgegebenem Material soll für Objektivität bürgen. Anstelle des erwarteten neuen Romans präsentieren bekannte Schriftsteller Erinnerungen von Illiteraten. Auf der Bühne dominiert das Dokumentartheater; der mit wissenschaftlicher Akribie zusammengetragene Stoff wird wenn möglich ohne Einkleidung vorgeführt. Lyriker ba-

steln Collagen; ihre Gedichte bestehen aus einem Gemisch mundartlicher Sprachbrocken, verfremdeter Floskeln und Schlagzeilen aus Zeitungen. Reizvolle Effekte, die das blasierte Publikum einen Moment lang fesseln, werden erzielt, nur die gewünschte Naturtreue stellt sich nicht ein. Aus der berechtigten Angst der Literaten vor dem Taedium des Lesers oder Zuschauers wird die Wirklichkeit nie ungeschminkt vorgeführt: Der Herausgeber frisiert den Redefluss des entlaufenen Sklaven und die unzusammenhängenden Geständnisse der Verbrecherin; der Dramatiker kürzt seine aus den Archiven geholten Vorlagen und arrangiert sie geschickt: wie seit eh und je erzeugt der Künstler Kunstprodukte.

Eine der Literaturgattungen, die der Vorliebe für Tatsachen entgegenkommen, ist der historische Roman. Dass er trotz der offensichtlichen Abwendung von der Geschichte eine neue Blüte erlebt, ist daher nicht erstaunlich. Im Unterschied zur klassischen Form, wo meist fiktive Gestalten im historischen Kostüm auftraten, wird heute das Schicksal bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten zu einem Roman ausgestaltet. Werden die grossen Kämpfe der Vergangenheit als das Ringen eines Helden mit menschlichen Schwächen um seine persönlichen Ziele dargestellt, so erscheinen sie allgemein interessant, denn sie lassen sich nachempfinden.

Wessen Leben eignete sich besser zu einem historischen Roman als dasjenige Ferdinand Lassalles? Des jugendlichen Verteidigers einer unglücklichen Gräfin, der vor keinem Mittel, nicht einmal Diebstahl, zurückschreckte, um die zwanzig Jahre ältere Frau von dem verhassten Gatten zu befreien, des Revolutionärs, der mit Marx wetteiferte und, kaum Haupt einer kleinen Partei, mit Bismarck verhandelte, des erfolgreichen Arbeiterführers, der, um eine schöne junge Frau von Adel zu gewinnen, alles aufs Spiel setzte und schliesslich im Duell mit einem Rivalen den Tod fand. Wie so mancher Romanheld kannte Lassalle nur ein einziges Mass, sich selbst, seinen eigenen Willen. Als geborener Verführer benutzte er die Mitmenschen als Mittel zu seinem zwar gross gedachten Zweck, bis ihn der Feind in der eigenen Brust zur Strecke brachte.

Der gewaltsame Tod, der eine verheissungsvolle Laufbahn jäh beendete, war es, der die Phantasie anregte. Dank den Briefen Lassalles und den Memoiren der wankelmütigen Geliebten ist der Gang der Dinge bekannt. Als erster griff der englische Romancier George Meredith den Stoff auf. Obwohl er die wahren Namen der Protagonisten verschwieg, hat seine geistreiche Behandlung der Affäre in «The Tragic Comedians» Lassalle in England zu einem gewissen Ruhm verholfen. Der kongeniale Dichter erfasste einführend den komplexen Charakter des jüdischen Politikers und verstand es, die Selbstsicherheit, auf der Lassalles Wirkung beruhte, glaubhaft darzustellen. Heute befriedigt Merediths Erzählung nicht mehr, wohl weil sie feinsinnig ist; unser Gaumen verlangt stärkere Reize. Das Gewünschte wird geliefert:

Stefan Heym, «Lassalle», ein biographischer Roman (Bechtle-Verlag, München und Esslingen 1969, DM 25.–).

Der ostdeutsche Schriftsteller Heym beschränkte sich nicht auf die tragisch endende Liebesgeschichte, sondern bezog auch die politische Tätigkeit des Sozialisten in den Roman ein. Kapitel amourösen Inhalts, dem Zeitgeschmack entsprechend mit einer Prise Sex gewürzt, lösen sich in seinem Werk mit Kapiteln über die öffentliche Wirksamkeit des Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins ab. Am äusseren Ablauf der Geschehnisse war nicht viel zu ändern; die letzten Lebensjahre Lassalles verliefen noch stürmischer, als es sich ein Biograph wünschen kann, da der Ungeduldige durch eine hektische Tätigkeit versuchte, sich selbst, seine Anhänger und aufmerksame Beobachter über die mageren anfänglichen Ergebnisse der Arbeiteragitation hinwegzutäuschen. Heym hat das Geschehen vereinfacht und kolportagehafte Elemente eingefügt, aber keines der wichtigen Ereignisse unterschlagen.

Dem reichen Quellenmaterial entnahm der moderne Autor einzelne Wendungen, Sätze und ganze Abschnitte. Aus ihnen baute er wie aus Mosaiksteinen seine Darstellung auf. Charakteristische Aussprüche des Titelhelden und seiner Gegenspieler, funkelnde *Aperçus*, rhetorische Prunkstücke fanden, leicht abgewandelt, Verwendung. Da die Zitate, nur wenn sie sich schön einfügen, wörtlich angeführt werden, meist jedoch durch leichte Korrekturen dem Stil des Biographen angeglichen worden sind, fallen sie selten auf; authentischer Ausspruch und fiktive Rede lassen sich oft kaum voneinander scheiden. So erklärt Lassalle im ersten Gespräch mit der schönen Helen, wofür die Hauptquelle selbstverständlich die Erinnerungen der Frau von Racowitza sind, sein Verhältnis zur Gräfin, der er sein Leben lang in Freundschaft verbunden blieb, mit Worten aus der Kassettenrede: «Aber die Herren übersahen eines: meine Jugend. Gewiss, wir leben in einer Periode des Egoismus; doch immer und überall ist die Jugend die Zeit der Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit gewesen und wird es bleiben.» Auch die Szene zwischen dem preussischen Ministerpräsidenten und dem sozialistischen Politiker wird mit einer halbechten Äusserung garniert. Heym griff die Schlussbemerkung in Bismarcks achtungsvoller Charakterisierung Lassalles während einer Debatte um das Sozialistengesetz im Reichstag im September 1878 auf. Aus dem öffentlich vorgetragenen Satz: «Ich bedaure, dass seine politische Stellung und die meinige mir nicht gestatten, viel mit ihm zu verkehren, aber ich würde mich gefreut haben, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbarn zu haben» wird das persönliche Kompliment: «Es wäre schön, einen Mann wie Sie zum Gutsnachbarn zu haben. Man könnte einander besuchen und Meinungen austauschen, wie soeben. Das brächte etwas Abwechslung ins Leben» (auf dem Lande). Berühmte Zeugnisse von Lassalles politischem Wirken sind überall bruchstückhaft oder in Anklängen zu entdecken. Das herausfor-

dernde Solinger Telegramm an Bismarck, unnötigerweise um einen Grad verstärkt, bildet den Höhepunkt eines Kapitels; einprägsame Abschnitte der letzten Reden, im Wortlaut aufgenommen, springen ins Auge; von der Beschreibung des enthusiastischen Empfanges im Rheinland im Frühsommer 1864 sind dagegen nur Spuren im Text übriggeblieben.

Worauf zielt dieses Spiel mit den überlieferten Nachrichten? Historische Treue kann nicht angestrebt sein; sie wird jedenfalls nicht erreicht, eher das Gegenteil; in dem flimmernden Gemisch echter und fiktiver Einzelheiten lassen sich die geschichtlichen Persönlichkeiten nicht mehr erkennen. Die Gestalten in Heyms «Lassalle» erinnern an Figuren in den Comic strips. All die belegten Redewendungen fügen sich nicht zu Charakterbildern zusammen, sondern hängen wie Fremdkörper den nur allzu bekannten Typen, die zur Unterhaltung aufgeboten worden sind, aus dem Munde. Jede der handelnden Personen wirkt irgendwie verzeichnet. Die meisten sind wie Bismarck und seine Gattin – bewusst? – karikiert oder wie die jungen Frauen zu modernen Wunschbildern umstilisiert worden. Alle besitzen ein einfaches, leicht erfassbares Gemüt, handle es sich nun um die zigarrenrauchende Gräfin, den braven Arbeiterfunktionär Vahlteich oder um den König von Preussen. Die Hauptfigur, Lassalle, erscheint als Prototyp eines Weiberhelden, sinnlich leicht erregbar und erregend, den Genüssen des Lebens zugeneigt, bezaubernd im Zwiegespräch und hinreissend auf der Rednertribüne. Er ist ein Blender, in jeder Lebenslage auf Wirkung bedacht. Als Angehöriger des Bürgerstandes kann er sich die Sache des Volkes nur äusserlich zu eigen machen; er führt grosse Worte im Munde, während er innerlich beim geringsten Misserfolg von Zweifeln zerrissen wird. Vahlteich, nicht Bismarck, bildet seinen Gegenpol.

Es bleibt unbegreiflich, dass die Gedanken und Taten dieses Mannes einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie ausgeübt haben und dass er, auch als seine persönliche Ausstrahlungskraft längst erloschen war, von sozialistischen Politikern hoch geschätzt, ja verehrt worden ist. Nur einer der Gründe für das verzerrte Bild Lassalles soll erwähnt werden: der Verfasser beurteilt die soziale Stellung seines Titelhelden falsch, er stuft ihn verkehrt ein. Als Jude gehörte Lassalle im Deutschland des 19. Jahrhunderts trotz seiner Bildung und seines gesicherten Einkommens zu den gesellschaftlichen Aussenseitern; er nahm sich der Proletarier, die ebenfalls keinen Platz in der Sozietät des christlichen Besitzbürgertums hatten, weder bloss aus temperamentbedingter Neigung zur Revolution noch allein aus Berechnung an. Heyms Roman wird Lassalles Namen vielleicht neue Popularität verschaffen; es ist aber zu befürchten, dass er eine gerechte Würdigung des Arbeiterführers, der einer der bedeutendsten politischen Köpfe seiner Zeit in Deutschland war, in weiteren Kreisen verhindert.

Seitdem der Begriff Pop Art in aller Leute Munde ist, wird er immer

öfters, schon aus Reklamezwecken, auf literarische Werke angewendet. Unterhaltungsromane nennt man neuerdings Pop-Romane. Heyms Lassalle-Biographie verdient den Ausdruck noch am ehesten, denn sie besitzt gewisse Kennzeichen des neuen volkstümlichen Realismus. Obwohl sie den Schein erweckt, die historische Realität treu wiederzugeben, haftet sie in Tat und Wahrheit an einer vorfabrizierten Oberfläche. Sie bietet vertraute Abziehbilder. Sie bestätigt simple Vorstellungen vom Lauf der Welt und gängige Vorurteile, denn was gut verkauft werden soll, muss leicht verdaulich sein. Die flüssig geschriebene Geschichte von dem traurigen Ende des politischen Lebemanns lässt sich ohne weiteres im Zuge neben einem belegten Brötchen konsumieren. Sie gibt keine Rätsel auf und löst keine, bewahrt uns also vor jeder geistigen Anstrengung. Sie vertreibt die Zeit. Was wünschen wir mehr?

Literatur

Eine Schweizerin ist, wenn man . . .

Herausgeberin: Doris Morf. Domo Verlag, Zürich.

– Dieses Buch hat einen Nachteil und einen Vorteil: es ist nicht eingleisig.

Es ist ein reich illustriertes Buch mit wohlfundierten, gewichtigen Beiträgen – aber auch mit witzigen und unterhaltenden Beiträgen. Es enthält wissenschaftliche Untersuchungen und Comic Strips; es enthält Protokolle und Geschichten; es enthält einen wegweisenden Beitrag der ersten Zürcher Stadträtin und einen Ausschneidebogen mit der «An- und Ausziehschweizerin». 16 Autorinnen und 1 Autor haben an «Eine Schweizerin ist, wenn man . . .» gearbeitet.

Die kluge Herausgeberin Doris Morf hat es verstanden, dieses Buch sehr lesenswert zu gestalten. Es enthält eine Sammlung von Darstellungen der Schweizerin – Geschichten, Porträts, Untersuchungen, Protokollen, Vermutungen und Utopien. Es ist das Anliegen der Herausgeberin, zum Selbstverständnis der Schweizerin und zum Verständnis für die Schweizerin beizutragen.

Der Christ, die Arbeit und das Geld

Gustav Truffer. Taschenbuchreihe «antwort» Band 1, 88 Seiten. Fr. 3.50. Verlag Sozialinstitut Zürich.

Universitätsprofessor C. Spicq äussert sich dazu. «Das grosse Verdienst dieses Büchleins – und das kann man kaum hoch genug einschätzen – besteht darin, dass der Verfasser jedes Problem im Lichte des Glaubens beurteilt. Es geht ihm weder um Soziologie noch um spekulative Theologie. Als Gläubiger und Theologe schöpft er die für die Lösung der Le-